

Kamp

Rivka Paschedag

Für Friedl Umschaid

Der Feldweg hatte die Asphalt-schicht abgeschüttelt, mit der man ihn vor zehn Jahren überzogen hatte, um ihn ins Netz der mecklenburgischen Radwege einflechten zu können. Die Betonplatten mit den Verlegehaken hatten sich freigekämpft und der Mittelstreifen war vom Gras zurückerobert worden. Besonders abgesackte Stellen hatten die Bauern mit grobem Schotter aufgefüllt, was dem Traktorenverkehr zuträglich sein mochte, nicht aber den Radfahrern. Elena rappelte auf ihrem Rad voller Vorfriede den Weg entlang. Der Schlafsack hüpfte auf dem Gepäckträger bei jeder Unebenheit und gab den Rhythmus zu den Melodien, die ihr durch den Kopf gingen. Schwalben zwitscherten die Begleitung. Sie grüßte jeden Baum am Wegesrand, als würde sie seinen Namen kennen und hielt Ausschau, um ja nicht den ersten Blick auf die Brückenruine zu verpassen, die das Wahrzeichen von Kamp war. Dieses Wahrzeichen stand für eine beeindruckende Ingenieurleistung, für die Menschenfeindlichkeit des Hitler-Krieges und für die Unfähigkeit der Gegenwart, diese schwierige Historie aufzugreifen und ein neues, menschenfreundliches Zeichen zu setzen. Es stand auch für den Hafenverein von Kamp und für Wenzels Sommerkonzertfest, das jedes Jahr hier gefeiert wurde. Jedes Jahr, außer im vergangenen, in dem Corona den Kulturbetrieb des Landes tot gelegt hatte. Fast wäre es auch in diesem Jahr ausgefallen, hätten nicht Wenzel, Sansibar und der Hafenverein mit dicken Schädeln ihre Überzeugung, dass es einfach stattfinden muss, durchgesetzt. Elena hätte gern einen Teil beigetragen, wusste aber nicht, was zu tun und hat sich auf Wünschen und Hoffen beschränkt. Vielleicht bewirkt das nichts, vielleicht aber doch, wenn nicht nur eine wünscht und hofft, sondern ein paar hundert Leute, die sich bereit gehalten hatten, die die Verschiebung in ihre persönlichen Pläne einbezogen und sofort am Rechner saßen, als vor drei Wochen endlich der Kartenverkauf freigeschaltet wurde. Es gab nicht so viele Karten wie Kamp-Fans, und Elena war glücklich, Karte und Zeltplatz ergattert zu haben.

Hinter Elena radelte Philipp. Vor fünf Jahren war das Sommerfest genau auf seinen zehnten Geburtstag gefallen und er hatte Elena überredet, ihn mit nach Kamp zu nehmen. Seitdem war er ein fast so begeisterter Fan wie sie. Elena hatte vermutet, dass sich das geben würde, wenn seine Freunde seltsam fanden, dass er mit seiner Mutter die Begeisterung für einen Sänger teilte, aber noch ließ er sich davon nicht beirren. Er, der seit drei Jahren Radtouren als Urlaubsform kategorisch ablehnte, hatte kommentarlos sein Rad fit gemacht und sogar das Zelt auf seinen Gepäckträger genommen. Elena genoss es, vorn zu fahren und den freien Blick über die Felder zu haben, den Storch in den Wiesen zu beobachten, der

sie etwas später sah, als sie ihn und dann majestätisch abhob, und der Einsamkeit der Landschaft nachzuspüren, die in ihr ein Echo fand, das mit Blick auf ihren Sohn ungerechter und doch nicht weniger real wäre. Beim Sommerfest würde sie ein bisschen weniger allein sein als zu Hause in Berlin. Freundschaften waren aus den Bekanntschaften der letzten Jahre nicht gewachsen, aber manche Leute hatte sie hier immer wieder getroffen, nicht zuletzt die Männer und Frauen vom Hafenverein. Hier kam sie leicht ins Gespräch, die Themen lagen in der Luft: das Konzert, das Wetter, Dinge, die sich im Ort verändert hatten. „Egal, was ich heute noch tue: Ich gehöre nicht dazu.“ Dieser Satz, der sich für sie wie das Motto ihres Lebens anfühlte, schien hier weniger zu gelten. Wenn er von hunderten Leuten inbrünstig mitgesungen wurde, hatte sie das Gefühl, dass es anderen ähnlich ging wie ihr und dass sie die Gleichzeitigkeit von wahr und falsch in diesem Satzes mehr verband als widerspruchsfreie Sätze.

Kaum, dass sie das Zelt aufgebaut hatten, war Philipp mit einem Jungen, den er von vorherigen Festen kannte, verschwunden. Ein kurzer Neid auf die Jugend, die es einfacher machte, sich auf Freundschaften einzulassen, sprang Elena an. Aber sie war froh, dass Philipp seinen Spaß hatte und sie sich keine Gedanken machen musste, ob es ihm gut ging oder er sich langweilte.

Sie ließ sich treiben. Auf der Bühne lief der Soundcheck, der Badesteg schlingerte bedenklich vom regen Betrieb. Am Anleger lag noch immer keine Fähre, aber auf der Webseite war versprochen, dass der Betrieb wieder aufgenommen würde. Man war in Vorpommern und brauchte Geduld. Tische und Bänke standen neben der Bühne und waren mit Wiesenblumensträußen liebevoll geschmückt. Die ersten Gäste hatten sich dort mit Kuchen oder Fischbrötchen niedergelassen. Die Leute vom Hafenverein liefen mit strahlenden Gesichtern umher – stolz darauf, dass alles reibungslos lief, glücklich über den Zuspruch der Gäste, die es an Anerkennung nicht fehlen ließen.

Elena lief René über den Weg, Wahl-Kamper und beim Fest immer gleichzeitig an allen Orten. Er erzählte ihr, dass dem Verein fast das Gelände abhanden gekommen war: Der Eigentümer war verstorben, die Erbgemeinschaft hatte Ansprüche angemeldet. Sollte hier, am Ende der Welt, ein Hotel entstehen, in dem Leute Urlaub machten, die einen Tag lang die Brückenruine anstarrten, die Kormoranschwärme bewunderten und sich dann langweilten? Sollten dafür die Übernachtungsmöglichkeit für Wasserwanderer und das Festgelände wegfallen? Natürlich nicht, sie hatten Geld geborgt, den Preis verhandelt, das Gelände gekauft. Dass das Fest in diesem Jahr wieder stattfinden konnte, war nicht nur ein Erfolg gegen Corona, es war ein hart erkämpfter Erfolg im Immobilienschacher und der Preis war noch nicht bezahlt. Elena nahm einen Zettel mit der Kontonummer, um sich am Tilgen der Schulden beteiligen zu können.

Mehrfach begegnete Elena auf dem Gelände Ordnern mit speziellen T-Shirts. Die T-Shirts sahen gut aus, aber war die Kennzeichnung nötig, befürchtete man in diesem Jahr Regelwidrigkeiten, die von einer klar erkennbaren Gruppe unterbunden werden müssen? Oder hat sich die Freiwillige Feuerwehr von

Bugewitz, die schon immer für Notfälle bereit stand, zur Feier des Tages herausstaffiert, um damit eher die Gastgeberrolle als die Hausgewalt auszudrücken? Elena sah die T-Shirt-Träger über das Gelände spazieren, allein oder in kleinen Grüppchen, Auskünfte geben, Karten gegen Teilnehmerbändchen tauschen und Info-Zettel zum Grundstückskauf verteilen. Das war kein professionelles Team von Bodybuildern, das waren Leute aus der Umgebung, die halfen, wo sie gebraucht wurden und die sich mit den Gästen auf das Fest freuten. Elena sah in die Gesichter, glaubte das eine oder andere zu erkennen und war beruhigt. So kitschig es ihr selbst vorkam, wenn sie zu Hause ihren Bekannten davon erzählte: Das Gefühl, dass die „böse Welt“ von diesem Fest fern blieb, dass man zwar um sie wusste, sich aber für ein paar Stunden ihrem Zugriff entzogen hatte, gab Elena das Gefühl, aufrechter gehen zu können. Wann sonst konnte sie mit ein paar hundert Leuten zusammen sein, ohne sich durch das Verhalten des einen oder anderen gestört zu fühlen, konnte sie davon ausgehen, unter ihnen einige zu finden, die sich nicht abwenden würden, wenn sie von Dingen sprach, die ihr wichtig waren? Sie war kein einfacher Mensch und rieb sich an dem, was Bekannte oder Kollegen dachten, war schwer von einer Meinung abzubringen, hatte Ideen, was man anders machen könnte, die sie nicht immer umzusetzen schaffte und bei denen sie enttäuscht war, wenn andere es nicht einmal versuchten. Sie war in den sozialen Medien nicht zu Hause, las lieber Bücher, als dass sie Videos ansah. Oft genug hatte ihr jemand den Rücken zugewandt mit dem Vorwurf, ihr nichts recht machen zu können, Philipps Vater war nicht der letzte. Wenzels Lieder waren ihr im Laufe der Jahre zu einer Insel geworden, auf der sie ein Echo der eigenen Zweifel, Ängste und Sehnsüchte fand, Anstöße zum Weiterdenken, Ermutigung zum Weitermachen, Melodien, die den Worten eine Seele gaben und ihr nicht an den Nerven fraßen, wenn sie sich zu Ohrwürmern entwickelten. Als sie die ersten Male in Kamp war, hatte sie davon geträumt, hier eine Freundschaft schließen zu können, die ihr Leben bunter machte, mehr als eine Bekanntschaft für einen Abend. Sie war nicht enttäuscht, dass es nicht geklappt hatte, die Feste in Kamp waren zu schön, um sie überhaupt mit dem Begriff „enttäuscht“ kombinieren zu können, aber nach einigen Jahren hatte sie diese Hoffnung aufgegeben. Trotzdem sah sie sich die Menschen hier genauer an, als auf ihren Alltagswegen. Manchmal geschah es, dass sie zumindest jemanden traf, mit dem sie den Abend gemeinsam feiern konnte.

Der Weinstand war ein Treffpunkt, schon ehe das Konzert begonnen hatte. Noch hatte Friedl, der Winzer, Zeit, um mit den Leuten zu reden. Wenn nachher das Konzert begann, würde der Andrang nicht mehr abreißen. Die Dynamik des Festes schlug sich auch im Weinkonsum nieder. Elena grüßte Poldi, kauziger Österreicher und Friedls rechte Hand, immer freundlich und gelassen und doch jederzeit bereit anzufassen, wo es gerade nötig war. Vor ein paar Jahren hatte er Elena geholfen, ihren Fahrradschlauch zu flicken, als sie am Morgen nach dem Konzert einen Platten hatte und unbedingt in Anklam den Zug erwischen musste. Seitdem wechselten sie immer mal ein paar Worte. Friedl selbst war ins Gespräch mit

einer Frau vertieft, die Elenas Blick auf sich zog. Eine dunkelblaue Jacke zu einem knielangen blauen Rock, ein großes Tuch um den Hals, das leicht im Wind flatterte, ein französisch geflochtener Zopf mit weißen Fäden, dunkle Augen, Hände, die von der Arbeit gezeichnet waren, aber ähnlich gut zum Reden taugten, und ein Lächeln, durch das der Schalk schien. Dieses Lächeln war es, das Elena am Weinstand festhielt. Die Frau sprach mit Friedl über Wenzels jüngstes Kind, ein Mädchen, vor ein paar Wochen geboren, mit einem Vater, der das Rentenalter erreicht hatte. Elena fühlte sich erkannt in der Art, Vater und Kind nichts Böses zu wollen und doch einen Zweifel nicht unterdrücken zu können, ob die beiden sich immer gut tun werden. Sie hätte aber nicht geschafft, ihre ambivalente Haltung so zwischen die Worte zu lächeln, wie diese blaue Frau. Hatte sie nicht irgendeinen klugen oder witzigen Gedanken, den sie einwerfen konnte, um damit zu rechtfertigen, dass sie neben den beiden stehen blieb und den Blick nicht abwenden konnte? Wo kam die Frau eigentlich her, dass Friedl so vertraut mit ihr sprach? Elena hatte sie hier noch nie gesehen, daran würde sie sich erinnern. Würde sie das? Was war denn so auffallend an ihr, wenn man nicht das Gespräch hörte? Wenn man sie nicht belauschte? Elena sollte weitergehen. Der Boden hielt sie fest. Sie sollte wenigstens etwas zum Gespräch beitragen, etwas Qualifiziertes, nichts Plattes. Es fiel ihr nichts ein.

Poldi erlöste sie: „Willst scho mol a Glas Wein?“

Ehe Elena antworten konnte, brachte er ein Glas und eine Flasche Grünen Veltliner.

„Nimm besser gleich a ganze Flasche. Nicht, dass es am Ende nicht reicht.“

Elena bezahlte die Flasche, goss sich ein Glas ein und stieß mit Poldi, Friedl und der blauen Frau an. Dann schlenderte sie langsam in Richtung Wasser. Vielleicht traf sie einen Bekannten, der schon am Nachmittag nennenswerten Weindurst hatte, um die Flasche zu teilen. Sie entdeckte Philipp unter den Schwimmern, nicht für sie ansprechbar, aber auch sonst kein geeigneter Adressat für den Wein. Manches Gesicht kam ihr bekannt vor, aber nicht bekannt genug, um schon am frühen Nachmittag auf ein Glas Wein einzuladen. Sie entschied sich, den Wein im Zelt zu deponieren – es lebe der Erfinder der Schraubverschlüsse. Den ganzen Nachmittag mit Glas und Flasche in der Hand durch Kamp zu ziehen, war nicht ihre Art.

Als sie den Reißverschluss schloss, hörte sie die ersten Töne des Kinderprogramms: „jeder singt das was er weiß, jeder spielt das was er kennt“ Sollte sie mitsingen und mittanzen? Lust hätte sie und eigentlich bräuchte sie sich auch nicht zu schämen, das Fest von Anfang an mitzufeiern, aber so ohne Kind im Kinderlieder-Alter kam sie sich komisch dabei vor. Sie ging zum Hafen und tat, als ob sie sich für die Segelschiffe interessierte, die dort angelegt hatten. „Jetzt fahr’n wir über’n See“ – sie sumgte leise mit. „Brüderchen, komm tanz mit mir“ – ihre Füße wippten den Takt. „Laurenzia, liebe Laurenzia mein“ – plötzlich stand die blaue Frau neben ihr und fragte „Wollen wir tanzen?“

Zwischen allen den Leuten, die sich vielleicht wirklich für Segelschiffe interessierten, mit Freunden den ersten Wein tranken, bis das Programm für die Erwachsenen begann oder zum Strand schlenderten, um den Staub der Reise abzuspuhlen, tanzten sie Laurenzia. Zwei Frauen in den nicht mehr allerbesten Jahren, bis ihnen die Knie knackten. Was hätte dazu besser gepasst als das das Lächeln der blauen Frau mit der kleinen ironischen Note? Elena hatte das Gefühl, dass es auf sie überging, sich von ihren Augen zu ihrem Mund ausbreitete und die Mühe der Kniebeugen verschwinden ließen.

„So, jetzt sind wir fit für den Abend. Ich bin übrigens Ilka. Wir sehen uns sicher noch.“

Weg war sie. Ilka, die blaue Frau. Aber das Lächeln hatte sich auf Elenas Gesicht festgesetzt. Das Fest hatte begonnen.

War es wirklich schon acht? Seit um sieben das eigentliche Konzert begonnen hatte, hatte sich Elena beim Mitsingen nicht mehr zurückgehalten. Sie kannte die Texte und musste sich ihrer Stimme nicht schämen. Wen störte es, wenn sie morgen heiser war? Es war kein Abend, um an morgen zu denken. „Lavendel in des Sommerkleides Taschen“ Bisher hatte sie das Lied immer mit der Provence verbunden, aber heute, an diesem sonnigen Julitag, schien es nach Kamp zu gehören. Lavendel, blau wie die blaue Frau. Ilka. Gab es in den Gärten von Kamp Lavendel, so wie bei ihr zu Hause in Berlin? War er der rauen Witterung vom Meer her gewachsen? Hatte Wenzel dieses Lied vielleicht doch nicht im milden Süden, sondern hier im Norden geschrieben? Elena staunte immer wieder, wie wandelbar die Lieder waren, die sie doch so gut zu kennen meinte, wenn sie sie in einer anderen Welt, mit anderen Menschen dachte.

Tobias Morgenstern war auf die Bühne gekommen. Er hatte ein neues Akkordeon, ganz aus Holz. Es passte zu ihm, erinnerte Elena an sein Theater im Oderbruch, das er ganz aus Holz gebaut hatte. Einen Unterschied im Klang zu einem normalen Akkordeon konnte sie nicht hören, dazu war ihr Gespür für dieses Instrument nicht fein genug. Aber auf die musikalischen Ausflüge, auf die er sein Publikum entführte, folgte sie ihm gern. Jetzt mit Wenzel boten die Lieder ein Gerüst, eine Art Konsens mit dem Publikum, was gespielt werden sollte, aus dem Morgenstern aber in Zwischenspielen immer wieder heraus spazierte – verträumt, sehnsuchtsvoll und doch mit Achtung vor dem Text. „Immer nur die Mitte, immer nur das halbe Glück“ Das Lied war über dreißig Jahr alt, manche Halbheiten hatten sich gewandelt, andere nicht. Das Leben in Halbheiten war geblieben. Der Tangorhythmus des Refrains war musikalische Heimat von Morgenstern, ließ aber auch bei Wenzel, der sonst mehr den Texten verbunden war, die Lust am Spiel mit den Tönen wachsen, Musik machen, die mehr als das halbe Glück war, langen Atem hatte, bis gespielt war, was gespielt werden wollte, nicht abgebrochen, sondern ausgeklungen, sanfte Rückkehr aus der Welt des Akkordeons auf die Bühne von Kamp. „Ich möchte eine kleine Wirtschaft führen . . . für junge Leute frisch und braun gebrannt.“ Ein Kramer-Text. Das Lied von der ersten Wenzel-Schallplatte, die noch in der DDR bei Amiga erschienen war, ließ Elena an Friedl denken. Inzwischen hatte sie Lust

auf ein Glas Wein, aber die Flasche im Zelt war sicher über die Stunden warm geworden. Elena hangelte sich zum Weinstand durch. Etwas weiter weg von der Bühne standen die Leute nicht so dicht und die ersten Paare hatte sich zum Tanz zusammengefunden. Der Walzer, von Morgenstern phantasievoll ausgeschmückt, lud ein. Elenas Füße gingen schon im Takt und dort drüben – blauer Rock, französischer Zopf – tanzte Ilka. Wer hatte sie im Arm? Elena spürte einen Stich. Sie sah gerade niemanden, den sie zum Tanzen auffordern konnte. Warum tanzte Ilka nicht mit ihr?

Nach der Pause kam die Band. Wieder Kramer: „Und ich sehne sinnlos mich nach dir“ Wieviel Kraft in diesem Lied steckte, keine zarte Sehnsucht, sondern etwas das zieht, ruft, gehört werden muss, auch wenn die Worte nicht zum Empfänger dringen – oder zur Empfängerin. Konnte es sein, das die Worte, als Elena sie mitsang, eine Empfängerin hatten, eine, die sie sogar hören konnte? Sie schob den Gedanken beiseite. Das Konzert, die Stimmung auf dem Fest waren Glück genug, warum sollte sie sich in die Sehnsucht nach einer Frau stürzen, die sie gar nicht kannte? Warum überhaupt in die Sehnsucht nach einer Frau?

Die Lieder wurden lauter, aufmüffiger. Die bissigen Zwischentexte fehlten meistens. Warum? Wenzel hatte doch bisher immer mit spitzer Zunge gesagt was klemmt, was überspielt, was übergangen wird, wer verantwortlich ist, was der Blick über den Tellerrand entdeckt. Er nahm keine Rücksicht darauf, dass sich jemand auf die Füße getreten fühlen könnte. Gab es eine Verletzlichkeit, der er auswich? Aber vielleicht war auch für Wenzel weniger klar als sonst, welche Pfeile abzuschließen waren? Oder hatte er Angst, dass die Runde, in der er sich heimisch fühlte – in der sich wohl die meisten heimisch fühlten – auseinanderfallen könnte und jeder mit seiner in die eine oder andere Richtung abweichende Meinung am Ende allein dastehen könnte? Es gab eine Eingangsbemerkung, die in diese Richtung wies, und sie war sicher nicht falsch. Elena hatte selbst in den letzten Monaten mehrfach erlebt, dass Freunde auf die Corona-Maßnahmen anders reagierten als sie, sei es ablehnend, sei es strenger. Es fiel ihr nicht leicht, damit umzugehen. Sie hatte unsicher zwischen Ansichten gewechselt, Ideen, die sie in Gesprächen überzeugt hatten, danach wieder verworfen. All das hatte sie verunsichert. Irgendwann hatte sie selbst erstaunt festgestellt, dass sie viel öfter als sonst die eigene Meinung nur andeutete und im Weiteren akzeptierte, dass der Freund, die Freundin anders dachte. Es war ihr nicht immer leicht gefallen, vor allem, wenn sich daraus eine noch größere Distanz ergab, als in dieser Zeit ohnehin angesagt war. Vielleicht, wahrscheinlich hatte Wenzel ähnliches erlebt, vielleicht sogar im Kreis derer, die das Konzert mit trugen, der Musiker, der Leute vom Hafenverein? Elena spürte, dass es da Unausgesprochenes gab, und das verwirrte sie mehr, als es eine ausgesprochene Meinung getan hätte, die sie nicht teilte. Vielleicht, wenn die Meinung nicht zu weit von dem weg lag, was sie nachvollziehen konnte? Sie verschob es, weiter darüber nachzudenken und ließ sich vom nächsten Lied einfangen. „Immer steh ich in den Reihen ... Heho Ho

Heho Ho Heho Ho Heho“. Die indianische Kampfmelodie wurde vom Publikum aufgegriffen, die Leute vor der Bühne sangen mit, textsicher, auch in den Strophen. Die Füße wollten nicht mehr still stehen, Tanz war die allgemeine Daseinsform, die Frage, wer mit wem tanzte, war aufgehoben. Blitze dort hinten nicht ein französischer Zopf? Ilkas Kopf tauchte dann und wann in den Menschenwogen auf. Die blaue Jacke war kaum zu sehen, aber der Zopf genügte Elena zur Orientierung. Langsam tanzte sie sich auf ihn zu. Von hinten legte sich eine Hand auf ihre Schulter. „Mama?“ Aus Philipps Stimme sprach Erleichterung, und als sie sich umdrehte, sah sie ein Handtuch um seinen Fuß gewickelt und Blutflecken an seiner nassen Badehose. Er hatte die Jacke übergehängt und war noch nass, zitterte ein bisschen.

„Was ist passiert? Komm mal raus da zur Bank.“ Philipp hüpfte, gestützt auf seinen Freund. Mist, hoffentlich war es nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussah. „Aber sterben muss man in Wien.“ Nicht in Kamp. Trotzdem hoffte sie, dass Philipp keinen Arzt brauchte und das Fest für ihn vorbei war. Und für sie.

„Ich bin in eine Muschel getreten. Die Dinger sind verdammt scharf.“ Vorsichtig wickelte er das Handtuch ab und zeigte ihr den Fuß. Der Schnitt war nicht lang, aber offenbar recht tief und blutete noch ein bisschen. Unschön, aber sicher nicht tragisch.

„Ich habe die Medizintasche im Zelt. Schaffst du es mitzukommen? Dann kannst du gleich aus den nassen Sachen raus.“

Plötzlich stand Ilka neben ihnen. „Eh, was hast du denn gemacht – Muschel, oder? Lass uns mal zum Vereinshaus gehen. Da ist ein Sani-Kasten und Licht. Dauert ja noch ein bisschen, bis der Mond aufgeht und man hier wieder richtig was sieht.“

„Danke“ Elena hoffte, dass ihr Freude und Erleichterung nicht zu offensichtlich ins Gesicht geschrieben waren. „aber wir kommen schon klar. Lass dich nicht durch uns vom Tanzen abhalten.“

„Schon gut, das dauert ja nicht Stunden. Wir holen das gemeinsam nach. Ich habe René versprochen, mich bei Bedarf um solche Sachen zu kümmern.“

Während Philipp mit Ilka und seinem Freund zum Vereinshaus humpelte, holte Elena trockene Sachen für ihn aus dem Zelt. Ilka half Philipp, weil sie es René versprochen hatte, nicht weil er Elenas Sohn war. Warum versprach sie René etwas? Warum kannte sie sich im Vereinshaus aus? Wollte sie den verpassten Tanz mit ihr nachholen, oder meinte sie, dass jede von ihnen ja noch genug tanzen könnte? Verdammt, was brachte diese Frau sie durcheinander! Warum war sie nicht einfach froh, dass jemand, der sicher kompetenter war als sie selbst, Philipps Wunde versorgte und sie den Abend danach weiter genießen konnte? „Auf meiner Kindheit bunten Karussellen“ Elena fühlte sich, als würde sie in einem der kleinen, schnellen Riesenräder sitzen, die früher auf den Weihnachtsmärkten standen.

Als sie im Vereinshaus ankam, packte Ilka gerade den Verbandskasten zusammen. „Operation gelun-

gen, Patient verblutet.“

„Wunderbar, dann werde ich ihm mal das Totenhemd überziehen.“ Elena drückte Philipp seine trockenen Sachen in die Hand. Er machte nicht den Eindruck, als würde er die Hilfe der Frauen weiter brauchen.

„Danke. Darf ich dich zu einem Glas Wein einladen, um das Tanzbein wieder in Schwung zu bringen?“ fragte sie an Ilka gewandt.

„Nicht dass das nötig wäre, aber wenn du magst, gern.“

„Es ist mir ein Vergnügen.“

Während sie anstanden, erfuhr Elena, dass Ilka Renés Schwester war, dass sie ihn gelegentlich in Kamp besuchte, manchmal auch zu den Wenzel-Festen, und dass sie in Dresden wohnte. Vielleicht hatte Elena sie doch schon einmal hier gesehen? Ilka ließ ihr keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Sie erzählte von René, der sich mit Zeit, Kraft und Geld in die Grundstücksgeschichte gehängt hatte.

„Das ist ein Spinner, sich hier ans Ende der Welt zurückzuziehen.“

„Zumindest hat er sich ein buntes Ende der Welt ausgesucht.“

„Bunt? Weist du, wie es hier in zwei Tagen wieder aussieht, wenn alles abgebaut ist und ihr abgereist seid? Dann liefert Friedl noch für ein paar Tage den Hauch der weiten Welt und danach ist Pumpe. Im November werden endgültig die Luken zu gemacht.“

„Manchmal scheint es aber auch dich hierher zu ziehen – ist vielleicht doch nicht ganz so schlimm.“

„Zumindest bläst mir hier der Wind die Kinderschar aus dem Kopf. Wäre zwar netter, wenn es direkt am Meer wäre, aber man kann nicht alles haben. Die Leute hier sind dufte, da hat er schon recht.“

„Kinderschar?“ Elena schätzte, dass Ilka die fünfzig überschritten hatte. „Machst du das wie Wenzel, oder hast du schon so viele Enkel?“

„Ich und Enkel?“ Elena meinte in Ilkas Lachen Bitterkeit mitschwingen zu hören. „Nein, der Kindersegen ist angenommen, ich bin Kita-Erzieherin.“

„Ah, daher deine Erste-Hilfe-Kompetenz.“

„Na ja, die Kleinen sind weniger zerbrechlich, als man denkt. Der Sani-Kasten in der Kita ist meist eingestaubt. Mir hängt eher das Gefühl an, immer auf alle aufpassen zu müssen.“

Sie waren dran. „Ohne Wein ist dieses Leben tragisch“ Zum Glück war das kein Lied um allzu wild mitzutanzten, aber manchmal schwappte der Bastardo Nobile schon beachtlich. Ein Rotweinfleck auf dem T-Shirt würde Elena zur Erinnerung bleiben.

„Ich bringe die Gläser zurück.“ Ehe sich Elena wehren konnte, hatte Ilka ihr das Glas abgenommen und sich wieder zum Weinstand durchgedrängt. Elena sah ihr nach, sah Monika aus dem Vereinshaus kommen und Ilka ansprechen und dann sah sie die beiden miteinander verschwinden. Sie wünschte sich,

dass Ilka ein bisschen besser auf sie aufgepasst hätte, dass sie es für nötig halten würde, auf sie aufzupassen. Ahnte sie, wie gefährlich es war, sie hier allein zu lassen? Sie würde verloren gehen, unsichtbar werden, ohne dass es jemand bemerkte - weil es niemand bemerkte. So wie immer. „Mach die Türe sachte zu. Jedes Ich braucht auch ein Du“ War das Du, das sie brauchte, Ilka? Wenzel hatte recht, das Lied passte nicht zu einem Open-Air-Konzert. Er sang es trotzdem und es sang in Elena. Vielleicht würde es einmal eine Tür geben, die Ilka hinter sich zu machte. Nicht die Tür des Vereinshauses.

Hinter dem alten Bahndamm wurde der Himmel hell. Der Mond hatte sich erhoben und stieg durch die letzten Wolken, die unten am Horizont sein Licht breit streuten. Wenige Minuten später strahlte er voll und klar am Nachthimmel, brachte Licht und Ruhe. Er nahm Elena das Gefühl der Verlorenheit. Sie war wieder da, unter dem Mond, beim Konzert in der Menschentraube, sang mit, tanzte mit. „Nur der Mond mit seinem Licht der zerteilt die Erde nicht“ Hatte Wenzel den Zeitplan der Gestirne genutzt, als er die Reihenfolge der Stücke festgelegt hatte? Oder half der Zufall, das Konzert noch runder zu machen, als es ein Mensch planen würde? Die Widerspruchslosigkeit, die über dem Abend lag, war Elena unheimlich, weil sie in so krassm Widerspruch zu dem stand, was außerhalb von Kamp geschah und was an allen andern Tagen für sie bestimmend war. Durfte man wirklich so tun, als sei alles gut, auch nur für einen Abend? Vielleicht durfte man, vielleicht musste man das sogar. Und vielleicht war der Unfall von Philipp das kleine Tröpfchen, das zeigte, dass es wirklich ein realer Abend war und kein Traum. Ein realer Abend mit realen Menschen. Mit Ilka, die keine Traumgestalt und doch seit mindestens einer Stunde spurlos verschwunden war. Wieder schien es Elena, als würden ihre Gedanken die Playlist steuern. „Man müsste schöner lügen können“ Sie überließ ihren Kopf dem Text, der sie nach Manhattan führte, ihren Körper dem Rhythmus und vergaß Mond und Menschen.

Es war nach Mitternacht, der „Schlager-Teil“ war eingeleitet. Wer jetzt jedes Wort im Text ernst nahm, kannte den Konsens nicht, der in den ersten Jahren noch angesagt war, inzwischen aber als selbstverständlich galt – er war draußen aus dieser Runde. „Schön, der letzte Arsch zu sein“ Elena war nicht draußen, sie sang mit, gehörte mit zu den Leuten, von denen sie kaum einen erkennen würde, wenn sie ihn morgen in Berlin auf der Straße treffen würde. Und doch war die Stimmung nicht so schäumend, wie Elena es kannte. Es kam ihr vor, als ob der Fels fehlte, gegen den die Brandung sonst prallte. Die Wellen waren nicht weniger stark, aber sie liefen auf den Kieseln des Strandes aus. „Das Licht war weiß, als ob’s im Sommer schneite“ Das alte Kamp-Lied passte besser als die „Peking-Ente“. In Elenas Kopf lief ein zufällig geschnittener Film mit Szenen, die sie auf und vor der Bühne sah, Bilder aus den Liedern, Erinnerungen an Erlebnissen, die ihr mit einem der Lieder verwachsen waren. Die Grenze zwischen Realität und Assoziation verschwamm. Es erstaunte sie nicht, plötzlich neben Ilka zu tanzen und erst die warme Welle, die ihr über den Rücken lief, als Ilka ihr die Hand auf die Schulter legte, holte sie wieder ganz in

die Gegenwart.

„Da passen doch Anfang und Ende zusammen. Wie geht es dem Patienten?“

„Keine Ahnung. Habe ihn seit der OP nicht mehr gesehen.“

„Ist doch ein gutes Zeichen. Habt ihr es morgen weit nach Hause?“

„Bis Anklam, dann fährt uns die Bahn. Bleibst du noch ein bisschen hier?“

„Schön wäre's. Die Rasselbande wartet auf mich. Ich habe in diesem Jahr Sommerdienst. Und was ich im Oktober noch an Urlaub machen kann, wissen nur die Viren.“

„Vielleicht magst Du ja mal nach Berlin kommen. Ich kann zwar nicht versprechen, dass da im Oktober noch der Bär steppen darf, aber von Dresden ist es ja nicht weit, da lohnt sich die Reise auch für ein September-Wochenende.“ Sie gab Ilka einen Zettel mit ihrer Telefonnummer. „Melde dich einfach, wenn Du Lust hast. In meinem Arbeitszimmer steht ein Gästebett.“

Die Achtlosigkeit, mit der Ilka den Zettel in ihre Jackentasche steckte, machte Elena mutlos. Sie würde das Gästebett nicht brauchen. Ein Weilchen tanzten beide noch nebeneinander, dann driftete Ilka zur Seite weg und war irgendwann verschwunden. „Ruf mich doch an, wenn du kannst“ Die Ironie des Liedtextes half Elena, die Enttäuschung herunterzuschlucken. Sie holte sich noch ein Glas Wein und ließ sich von den Liedern durch die letzte Stunde tragen. Als die Zugabe verklungen war, fühlte sie sich satt: satt von den Liedern, satt vom Wein, nicht müde, aber angenehm erschöpft. Ohne die Sehnsucht nach Ilka wäre ihr das plump vorgekommen, aber so musste das Leben weitergehen. So lohnte es sich, dass das Leben weiter ging.

Als Elena ins Zelt kam, war Philipp schon da, schlief aber noch nicht. Er erzählte ihr von Marie, die seine Sprünge vom Badesteg bewundert hatte, die aber nicht half, sondern spottete, als er sich den Fuß aufschnitt. Die Entschuldigung, die sie später murmelte, war halbherzig. Er hatte sie ignoriert. Trotzdem musste er an ihre tiefe Stimme denken, an die tätowierte Rose an ihrem Handgelenk, die Locke über ihrem Ohr. Würde es ihn trösten, wenn sie von Ilka erzählte, auf deren Anruf sie wartete, ohne zu glauben, dass er kam? Sie ließ es bleiben und streichelte ihm nur den Rücken, wie sie es immer tat, wenn er Trost brauchte, der nicht in Worte zu fassen war. „Und wenn wir uns verloren gehn ...“ Das Schlusslied klang noch in ihrem Kopf, einschließlich der Feuerwerksböller, mit dem es die Freunde, die sich zum Fest versammelt hatten, jedes Jahr in die Nacht entließ.